

umdenken. aufleben.



spurwechseln



www.spur-wechseln.com



Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Spurwechsler!

Als Redakteurin der *KulturBegegnungen* und des Online-Portals www.kulturvision.de hat sich Monika Gierth ein großes Netzwerk geschaffen. Kultur und Bildung zählen dabei zu ihren Grundanliegen. Monika Gierths Initiative „Spur wechseln“ ist daher ein vortrefflicher Beitrag zum *Bildungslandkreis Miesbach*.

In dem Fernsehjournalisten Stefan Scheider fanden wir einen Mitstreiter und Förderer, der kostenlos eine Spurwechsel-Homepage einrichtete und unsere Auftaktveranstaltung moderierte.

Die Kulturvision konnte dank dieses Engagements eine regelrechte Spurwechsel-Bewegung entfachen. In dieser Broschüre erfahren Sie, welche Initiativen daraus entstanden sind.

Die Raiffeisenbank im Oberland eG ermöglicht uns den Druck dieser Broschüre und die Durchführung weiterer Veranstaltungen. Herzlichen Dank dafür!

Lassen Sie sich von unseren Projekten inspirieren und werden Sie womöglich selbst ein Spurwechsler!

Isabella Krobisch
1. Vorsitzende der Kulturvision e.V.

Interview zur Idee

Stefan Scheider:

Eines Tages ist der Gedanke da, sein Potenzial zu entfalten. Woher kommt dieser Gedanke?

Monika Gierth:

Da ist das Buch von Gerald Hüther: „Was wir sind und was wir sein können“. Er schreibt, wenn wir etwas mit Begeisterung tun, dann sind wir gut. Aber was was machen wir mit Begeisterung? Das was wir können, was wir gern tun, dann können wir unser Potenzial entfalten.

Stefan Scheider:

Brauchen die Menschen im Landkreis Miesbach einen Spurwechsel?

Monika Gierth:

Hier wie überall gibt es Menschen, die vielleicht zunächst auf der falschen Spur sind oder eine Spur vor-

gegeben haben durch Anlage oder Familie und so etwas machen, was ihnen nicht entspricht. Oder im Alter, wenn sie in Pension gehen, sagen, ich gehe nicht auf Kreuzfahrt, sondern ich fange nochmal ganz neu an. Oder die Mutter nach der Familienpause, die nicht in ihren Beruf zurückkann, die sagt, ich nutze die Chance, um mein Leben neu zu ordnen.

Stefan Scheider:

Warum sollte ich die Spur wechseln?

Monika Gierth:

Wenn ich spüre, dass ich etwas tun kann, was ich kann, was ich will, was mich mit Begeisterung erfüllt und dass ich damit einen Beitrag für die Gesellschaft leisten kann. Wir wollen Menschen anstiften, darüber nachzudenken und dann noch Mut machen mit Geschichten von Menschen, die das schon gemacht haben.



Brennstoff für die Seele

Zur Auftaktveranstaltung des Spur wechseln Projektes präsentierte am 21. April 2013 BR-Moderator Stefan Scheider vor 135 Besuchern Spurwechsler aus nah und fern im Podium und ermunterte zu einer lebhaften Diskussion.

Menschen, die ihrem Leben eine neue Richtung geben möchten, zusammen bringen. Sich gegenseitig Mut machen, Kunst und Soziales verbinden. Das war Monika Gierths Idee vor einem guten halben Jahr. Sehr bald sprang dieser Funke über. Im Verein *Kulturvision* gründete sich eine Arbeitsgruppe und plötzlich offenbarten sich überall die Spurwechsler. Stefan Scheider richtete die Homepage www.spurwechseln.com ein und Bildhauer Andreas Kuhnlein war einverstanden, seine großartige Skulpturen-Ausstellung in Miesbach gleichfalls unter dieses Motto zu stellen. Ist er doch ein Paradebeispiel für einen mutigen Spurwechsler. Innerhalb der Ausstellungswoche unter dem Titel „Was ist der Mensch?“ gab es ein Begleitprogramm:

Spurwechslerin Sylvia Rothe, vormals Mathematikerin, zeigte ihren Film „Mont – Vom Suchen und Brauchen“, in dem Vreni vorgestellt wird, ebenfalls eine Spurwechslerin. Sie entschied sich, ihren Beruf als Lehrerin aufzugeben und in die hoch gelegene Siedlung in den Schweizer Alpen zu ziehen. Hier

wechslern.com ein und Bildhauer Andreas Kuhnlein war einverstanden, seine großartige Skulpturen-Ausstellung in Miesbach gleichfalls unter dieses Motto zu stellen. Ist er doch ein Paradebeispiel für einen mutigen Spurwechsler. Innerhalb der Ausstellungswoche unter dem Titel „Was ist der Mensch?“ gab es ein Begleitprogramm:



führt sie ein einfaches Leben mit ihren Schafen und gibt Jugendlichen aus sozialen Projekten einen neuen Lebensinn.

Margaret Heckel war Journalistin bei der „Wirtschaftswoche“, der „Financial Times Deutschland“ der „WELT“ und der „Welt am Sonntag“ bevor sie Autorin von Sachbüchern wurde. „So regiert die Kanzlerin“ wurde ein Bestseller. In Miesbach stellte sie ihr Buch zum demografischen Wandel „Die Midlife-Boomer: Warum es nie spannender war, älter zu werden“ vor und plädierte energisch dafür, in der zweiten Lebenshälfte noch einmal durchzustarten.

„Kunst und Lebenskunst“ hieß die Podiumsdiskussion zum Abschluss der Woche. Der Stargast eilte eine Minute vor Beginn der Veranstaltung herbei. **Heini Staudinger**, rebellischer und erfolgreicher Unternehmer



aus Schrems in Niederösterreich, kam von einem Interview bei der TAZ in Berlin direkt nach Miesbach. Er ist Herausgeber des „Brennstoff“ und lieferte im Verlauf des Abends vielschichtigen Brennstoff für die Seele. Nicht nur, dass er auswendig Gedichte zitierte, er plädierte leidenschaftlich dafür, die vitalen Kräfte des Lebens zu nutzen und dem göttlichen Funken in jedem Menschen zu vertrauen.

Monika Gierth, der es gelungen war, mit Heini Staudinger den frischgebackenen Preisträger des ZEIT-Wissen-Preises „Mut zur Nachhaltigkeit“ nach Miesbach zu holen, beschwor die Zuhörer, sich ihre Träume zu bewahren und insgeheim immer an deren Erfüllung zu arbeiten. Sie selbst hat ihre Spur mehrmals gewechselt und heute als Journalistin ihren Traumberuf gefunden. Dass sie daneben noch unglaubliche Talente entfaltet, um Menschen zusammenzuführen und neue Projekte daraus entstehen zu lassen, quittierten die Besucher mit lang anhaltendem Beifall.



Margaret Heckel

Für **Ingrid Pongratz** gab es kein Zurück mehr als sie im Jahr 2003 zur Bürgermeisterin gewählt wurde und sich ihre Lebensspur dadurch radikal veränderte. Mutig stellte sie sich diesen völlig neuen Aufgaben. Sie setzt auf die Phantasie der Menschen und schreibt sich insbesondere die Förderung von Kinder und Jugendlichen auf die Fahnen.

Jakub Kartal, der jüngste Podiumsteilnehmer, erzählte, wie sehr gute schulische Leistungen das Selbstvertrauen stärken. Er wurde trotz anfänglicher Skepsis seiner Familie vom Hauptschüler zum Jurastudenten.

Peter Coreth hielt die Laudatio auf Andreas Kuhnlein

Amrei Huser, die die Veranstaltung musikalisch umrahmte, wollte sich nicht durch ihre angeborene Beinrächtigung hindern lassen. Sie erfüllt sich ihren Traum und wird Kinderpflegerin. Ihre Musikbeiträge am Keyboard rissen die Besucher zu Begeisterungstürmen hin.

Andreas Kuhnlein erzählte von dem großen Wagnis, den sicheren Brotberuf eines Bundesgrenzschutz-

beamten zu verlassen und als freischaffender Künstler einen neuen Weg zu gehen.

In der anschließenden Diskussion wurden viele Aspekte des Spurwechsels genannt und die Initiatoren des Projektes sammelten fleißig neue Anregungen, um der Bewegung noch mehr Aufwind zu verleihen.

IK



Interview zum Update

Nachdem BR-Moderator Stefan Scheider am Anfang einen Film über die Philosophie des Projektes Spur wechseln mit mir gedreht hatte, wollten wir jetzt in einem Interview ein Update zum derzeitigen Stand des Projekts erarbeiten. Dabei kam etwas Verblüffendes heraus, was typisch für unsere Arbeit ist: Anfangs stellte er die Fragen, am Ende ich:

Stefan Scheider:

Woran erkennt man, dass ein Spurwechsler in einem steckt?

Monika Gierth:

Da gibt es sehr unterschiedliche Anzeichen. Erstens ist es eine wirkliche Unzufriedenheit im Beruf, man merkt, dass die Freude an der Arbeit fehlt, dass man vom Leben nicht erfüllt ist, die Schönheit nicht mehr wahrnimmt. Dann kann es aber auch Neugierde sein, Dinge auszuprobieren, die bislang in mir schlummerten, zum Beispiel nach einem erfüllten Arbeitsleben einfach eine neue Spur einzuschlagen. Drittens kann es sein, dass man eine genetisch oder familiär

anscheinend vorgegebene Spur nicht verfolgt, sich nicht festlegen lässt und ausbricht. Ja und dann gibt es den erzwungenen Spurwechsel durch Krankheit oder Entlassung.

Stefan Scheider:

Ist Spurwechsel gleichbedeutend mit eine Vision zu haben? Das Projekt läuft ja unter dem Dach des Vereins Kulturvision? Ist es also der Weg, eine Vision aktiv in die Praxis umzusetzen?

Monika Gierth:

Dazu wollen wir mit dem Projekt inspirieren. Der erste Schritt war die Website, auf der wir Geschichten von erfolgreichen Spurwechslern erzählen, um anderen Menschen Mut zu machen. Wir wollen keineswegs sagen, was zu tun ist, sondern nur Anstöße geben.

Stefan Scheider:

Also das Bewusstsein wecken?

Monika Gierth:

Wir haben bei unserer Auftaktveranstaltung im April durch die hohe Besucherzahl gemerkt, dass das Thema viele Menschen anspricht, dass bei vielen das Bewusstsein schlummert, dass man sein Leben in die Hand nehmen muss. Und, ja, wir wollen dieses Bewusstsein wecken.

Stefan Scheider:

Es war ja ein extrem gutes Podium, unter anderem mit Heini Staudinger, der das Publikum fasziniert hat.

Monika Gierth:

Wir wollten das Projekt bekannt machen und haben deshalb den prominenten Schuhfabrikanten aus dem österreichischen Waldviertel ebenso eingeladen wie Miesbachs Bürgermeisterin Ingrid Pongratz. Beide haben sehr unterschiedliche Spurwechsel vollzogen, auch der junge Türke Yakub Kartal oder Amrei Huser, die vorgegebene Spuren verließen. Und Andreas Kuhnlein, der bekannte Bildhauer, der früher Beamter beim Bundesgrenzschutz war, hat mit seiner bewegenden Ausstellung unser Projekt phänomenal eröffnet.



Danach fragten wir uns, wie es weitergehen solle. Ich als Macherin dachte, ich müsse jetzt praktische Hilfe anbieten, Seminare, Weiterbildungsinstitute vorstellen, usw. Aber bei einem Brainstorming stellte sich heraus, dass wir anders herangehen müssen, dass wir wirklich beim Bewusstseinswandel ansetzen sollten.

Und so sind die vier Wege entstanden, die wir in dieser Broschüre vorstellen.

Stefan Scheider:

Eine Frage ist für mich nicht geklärt. Wir leben in einer Welt, in der das Geld zählt und ein Spurwechsel ist ein materielles Risiko. Wie kann man Menschen die Angst vor dem Scheitern nehmen?

Monika Gierth:

Die eine Variante ist der weiche Spurwechsel, ich lasse meinen Brotberuf noch laufen und probiere das Neue aus, das haben mehrere unserer Spurwechsler so gemacht. Die harte Variante durch Krankheit, Entlassung oder eigene Entscheidung haben auch mehrere Spurwechsler geschafft. Bei einigen stand

ein Partner im Hintergrund, andere haben materielle Einschränkungen akzeptiert, weil sie spürten, dass das Geld, abgesehen natürlich von der erforderlichen Grundsicherung, seine Bedeutung verliert.

Stefan Scheider:

Das merke ich auch. Große Autos und andere Statussymbole verlieren langsam an Bedeutung. Ich habe ein Butterbrotgeschäft und mache daneben andere Jobs, unterrichte Jungjournalisten, fotografiere, mache Filme, bin grafisch unterwegs und das verschafft mir große Zufriedenheit. Ich sehe also keine Notwendigkeit für einen Spurwechsel. Und dennoch, man fragt sich, wenn man über 50 ist, muss ich jetzt immer noch Nachrichten moderieren?

Monika Gierth:

Bist Du neugierig? Und wenn ja worauf?

Stefan Scheider:

Ja, auf Erlebnisse, bei denen man Freude empfindet oder Überraschendes kennenlernt. Das erfüllt viel mehr als ein Käuferlebnis, denn so ein geistiges oder seelisches Erleben hält an und man kann davon zehren.

Monika Gierth:

Was meinst Du direkt?

Stefan Scheider:

Kunst in einem Museum anschauen, 20 Kilometer joggen oder selbst etwas Kreatives schaffen.

Vor 10 Jahren hätte ich darauf gepfiffen, aber heute hungere ich nach Kunst und Literatur und hole mir sogar den Goethe wieder heraus. Alles, was erhellt, was den Horizont erweitert. Dann kann ich auch im Beruf bleiben, kann einfach eine höhere geistige Ebene erklimmen, das ist ein Reifeprozess. Und ich möchte nicht mehr 30 oder 40 sein, das Leben heute mit über 50 ist viel interessanter.

Monika Gierth:

Und hast Du Angst, wenn der Sender Dich eines Tages nicht mehr braucht?

Stefan Scheider:

Nein, das macht mir heute keine Angst mehr, diese Angstfreiheit ist ein Lichtblick im Leben. Früher hatte ich schon Sorge, dass ich nicht mehr gebraucht werde und wie es dann finanziell weitergehen würde.

Monika Gierth:

Und was ist die Ursache für den Wandel?

Stefan Scheider:

Der Hintergrund ist Vertrauen in meine Fähigkeiten, dass ich weiß, ich kann etwas anderes erfolgreich auf die Beine stellen.

Monika Gierth:

Spürst Du diesen Wandel auch auf anderen Ebenen?

Stefan Scheider:

Ja, ich ertappe mich dabei, wenn ich auf Menschen treffe, die ein 200.000-Euro-Auto fahren, dass ich lächle, weil ich das nicht brauche. Oder ich entwickle einen Widerstand gegen die Lebensmittelindustrie. Früher habe ich gedankenlos eine Dose Ravioli gegessen, eine Dose Chemie und Leid. Heute traue ich der Industrie nicht mehr und ernähre mich regional und saisonal. Und ich glaube, dass dieser Weg in den nächsten Jahren ganz wichtig werden wird, immer mehr Menschen suchen ihn.
Die Zeit des Erwachens bricht an.

Andreas Kuhnlein

Vom Bundesgrenzschutzbeamten zum Bildhauer

Der Lindenbichlhof in Unterwössen ist eine Idylle. Fährt man auf die Anhöhe hinauf, gibt es mehrere wunderbare Ausblicke: Auf die Landschaft und auf die Skulpturen von Andreas Kuhnlein. Sie haben sehr viel mit der Landschaft zu tun, aber noch mehr mit dem Menschen. Denn der Bildhauer benutzt für seine Arbeiten Holz, aber nur totes Holz, solches von abgestorbenen Bäumen. Das darin gespeicherte Leben holt der Künstler hervor und fördert menschliche Figuren zutage. Seine Skulpturen sind heute in der ganzen Welt zu sehen, in China ebenso wie in Amerika, am Münchner Flughafen ebenso wie im April 2013 im Waitzinger Keller in Miesbach.

Andreas Kuhnlein war nicht immer Bildhauer. Er machte zunächst eine Schreinerlehre und arbeitete auf dem

elterlichen Hof. Dann aber ging er zum Bundesgrenzschutz. Diese neun Jahre nennt er die wichtigsten seines Lebens. „Bei uns auf dem Dorf hat es nur die heile Welt gegeben, aber jetzt war ich an der innerdeutschen Grenze, bei Demonstrationen in Brokdorf, wo es zu Gewaltexzessen kam und kam in Kontakt mit der RAF in Stuttgart-Stammheim.“ Diese Erfahrungen führten zu der Erkenntnis, dass der Mensch nur so lange berechenbar ist, so lange keine Grenzsituationen auftreten. „Jeder ist unberechenbar, auch ich“, sagt er. Und Gewalt sei immer möglich.

Als er die elterliche Landwirtschaft übernehmen musste, kehrte er nach Unterwössen zurück. Aber sie ernährte die Familie nicht. Andreas Kuhnlein ging nebenbei wieder schreineren. Die Arbeit machte Spaß, aber seine neue Sicht der Welt und des Menschen passte nicht zu den Vorurteilen der Kollegen. „Wenn die

Scheiß-DDR und die Mauer muss höher gebaut werden, sagten, hatte ich unheimliche Probleme, ich habe schließlich dort Streifendienst gemacht“, erzählt er. Todunglücklich und geladen sei er gewesen und habe schließlich aufgehört und selbständig gearbeitet.

Die folgenden Jahre sind für ihn, seine Frau und die vier Töchter nicht leicht. Er begann zu schnitzen und merkte schlagartig, dass ihm das Bildnerische lag. Schon bald bricht das aus ihm heraus, was die Zeit in ihm gespeichert hat. Er nimmt die Säge und legt aus dem Baum und seinem eigenen Inneren das frei, was dort angelegt ist. Was nach Außen drängt, um von anderen wahrgenommen zu werden. Aber zunächst wurde es keineswegs wahrgenommen. „Es war brutal, wir haben 12 Jahre lang unter existenzbedrohenden Zuständen gelebt“, erzählt der Bildhauer. Aber Frau und Töchter durchlebten klaglos mit

ihm gemeinsam die schwere Zeit. „Ich bin sehr dankbar“, sagt er. Drei Jahre lang brauchte er, um seine erste Skulptur zu verkaufen. Aber er wusste, das was er jetzt schafft, ist das, wonach er lange gesucht hat. Er weiß, der Weg ist richtig.

Die Skulpturen Andreas Kuhnleins gehen im wahrsten Sinne des Wortes unter die Haut, denn der Künstler zeigt den wahren Menschen unter der Fassade, den verletzten oder verletzbaren Menschen, den vom Alter und dem Leben zerklüfteten Menschen, den vergänglichen Menschen mit all seinen Schatten, es geht um Streben und Scheitern, um Zerrissenheit. Da geht es um Schein und Sein, Haben und Sein im Frommschen Sinne, sowohl in der Gegenwart als auch in der Vergangenheit. Historische Persönlichkeiten, wie Otto der Große, inspirieren ihn ebenso wie die Menschwerdung des Affens oder das Narrenschiff.

Andreas Kuhnlein interessieren Biografien von Menschen und er sagt: „Ich kann Emotionen schlagartig umsetzen.“ Wenn er mit Menschen spreche, dann gewährten sie ihm Einblicke in ihr wahres Ich. So hat der Künstler auch psychiatrische Patienten und Gefangene dargestellt. In seinem jüngsten Katalog „Berührt“ kommen sie selbst zu Wort. „Da ist ein Mensch wie ich, mit Wunden und Narben. Seine Würde aber hat er nicht verloren“, sagt der Patient und der Gefangene möchte so glatt wie Michelangelos Figuren sein, nicht so wie Kuhnleins Skulpturen. „Natürlich weiß ich aber, so bin ich.“

Andreas Kuhnlein ist ein Künstler, der mit seiner Arbeit zu den Menschen geht. Zu Patienten, zu Gefangenen, zu Behinderten, zu Blinden beispielsweise, die seine Skulpturen berühren dürfen. Und er geht zu Kindern. Es ist ihm ein wesentliches Anliegen, bei Kindern die Wahrneh-

mung zu wecken. Wie bei dem kleinen Bub, der fragte: „Woher hat der Mann gewusst, dass in dem Holz ein Mann drin ist.“ Seine eigene Wahrnehmung des Lebens, die habe er beim Bundesgrenzschutz gelernt, resümiert der Künstler, dessen Werke unter anderem in Dresden, Berlin, München, Den Haag, Magdeburg und Quebec stehen. „Ich hätte vom Leben keine Ahnung, wenn ich da nicht gewesen wäre“, sagt er.

MG



Sylvia Rothe



Von der Mathematik zum Dokumentarfilm

Die Geschichte der Filmemacherin Sylvia Rothe beginnt in Schwarze Pumpe. So heißt der Ort in der Lausitz, wo sie aufwuchs. Ihre besondere Begabung war die Mathematik und so absolvierte sie nach der 10. Klasse eine Spezialklasse Mathematik/Physik an der Humboldt-Universität Berlin, der das Mathematikstudium folgte. Eigentlich hatte Sylvia Rothe ja zur See fahren, die

große weite Welt bereisen und Funkerin werden wollen, aber trotz ihres Durchschnitts von 1,0 nahm man sie nicht. Während des Studiums heiratete sie, bekam zwei Kinder und wollte trotzdem Wissenschaftlerin werden und promovieren. Dann aber kam die Wende. Wissenschaftler aus Westberlin mit vermeintlich besserer Qualifikation, aber mit Auslandserfahrungen kamen in den Osten. „Ich hatte den Eindruck, keine Chance mehr zu haben“, erzählt sie. So entschied sie sich, in die Industrie zu gehen. Bei Siemens in München erhielt sie und auch ihr Mann eine Anstellung und sie machte jetzt, das, was ihr eigentlich nicht lag, nämlich Informatik. Aber zunächst war es ihr wichtig, dass es den Kindern gut geht, dass sie ein sicheres Einkommen hat und dann machte ihr die Computerarbeit doch Spaß, mehr als je erwartet. Das ist jetzt 20 Jahre her und wie sagt, „das Beste, was uns damals passieren konnte.“

Aber die Zeiten änderten sich. Die Arbeitsbedingungen verschlechterten

sich drastisch, fand Sylvia Rothe vormals Befriedigung in ihrer Arbeit, die sie ordentlich verrichten konnte, setzten Hektik und Termindruck ein. Aus Ausgleich ging die Mathematikerin in ihrer Freizeit gern auf ein Boot zur Entspannung. Und bei einer Fahrt mit ihrem Segelboot auf der Donau von Passau ans Schwarze Meer passierte es. Sie wollte ihre Reise mit der Kamera begleiten, aber dann nahm die Filmerei überhand, wurde wichtiger als die Reise selbst. Ihre Zukunft hatte begonnen. Das war 2004. Schnell wechselte sie von privaten zu allgemeinen Themen. Von Zehnminüttern zu Stundenfilmen, die Themen suchten und fanden sie und waren in der Freizeit nicht mehr zu bewältigen.

Vor einigen Jahren erlitt Sylvia Rothe einen Hörsturz. Der Körper signalisierte ihr, dass der Stress am Arbeitsplatz, die Unzufriedenheit mit ihrer unter Zeitdruck zu fertigenden Arbeit zu viel wurden. Sie reduzierte ihre Tätigkeit auf zwei Tage, befahl sich die Ar-

beit als Mittel zum Geld verdienen zu sehen und holte sich immer mehr die Befriedigung aus ihren Filmprojekten. Vor zwei Jahren schließlich wagte sie den Sprung in die Selbständigkeit. Zu Hilfe kamen ihr dabei mehrere Dinge. Zum einen sind die Kinder aus dem Haus. „Ich muss mich nicht mehr um sie kümmern, mein Kopf und mein Herz sind frei“, sagt sie. Zum anderen hatte sie über ihre Abfindung und einen Gründungszuschuss Mittel, ihren neuen Weg zu finanzieren. „Aber es ist ein finanzieller Verlust“, konstatiert Sylvia Rothe, „bis zur Rente reicht es nicht.“ Nie würde sie mit ihren Filmen so viel verdienen wie früher, aber das ist ihr nicht wichtig. Sie hofft nur, dass sie ihr Leben und ihre Filme finanzieren kann.

Sylvia Rothes Filme sind stille Filme. Ein kleinerer Teil befasst sich mit alten Kulturgütern, die es zu bewahren gilt oder mit Umweltfragen. Den größeren Teil ihrer Arbeit aber widmet sie sozialen Projekten. Sie begleitet Muskel kranke Kinder auf Reisen („7 Tage auf 48 Rä-

dern“). Sie geht mit Strafgefangenen, die Schwerkranke in Sänften tragen, in die Schweizer Alpen („Einer trägt des anderen Last“). Sie porträtiert einen dieser MS-Kranken, der zum Schriftsteller wurde. Sie besucht Vreni, die ehemalige Lehrerin, die jetzt oben am Berg Landwirtschaft betreibt und jeweils einen sogenannten Schwererziehbaren bei sich aufnimmt („Mont“). Sie macht mit verhaltensauffälligen Kindern und ihrem Lehrer einen Film über ihre Alpenüberquerung (Via Alpina“).

„Meine drei letzten Filme handelten alle von Spurwechslern“, stellt Sylvia Rothe plötzlich im Gespräch fest. Der MS-Kranke musste seinen Beruf als Pfarrer krankheitsbedingt aufgeben und schreibt Theaterstücke und ein Buch über seine Gedanken. Vreni wurde gemobbt und quittierte den Dienst, arbeitet jetzt hart, aber zufrieden auf ihrem Hof. Und der Lehrer, der mit den verhaltensauffälligen Kindern zum Wandern aufbrach, neue Methoden ausprobierte, dem wurde gekündigt. Zwar ge-

wann er den Prozess, arbeitet aber jetzt für die Sinnstiftung von Gerald Hühner auf einem Aktivhof.

Ihren eigenen Spurwechsel bereut Sylvia Rothe keine Sekunde. Es war richtig. Und die finanziellen Verluste waren einkalkuliert. Sie schaut zuversichtlich in die Zukunft. Themen für ihre Filme liegen auf der Straße, das Problem ist immer nur, wie lassen sie sich finanzieren.

Inzwischen hat sich die Filmemacherin einen guten Ruf erarbeitet. Sie wurde bereits mit ihrem allerersten Film über den Schafabtrieb in Südtirol zu den Weltmeisterschaften des nicht kommerziellen Films eingeladen und ist gern gesehener Gast bei Festivals, wo sie auch bereits Preise gewann. Beim Bergfilmfestival in Tegernsee zeigte sie „Via Alpina“ mit großer Publikumsresonanz. Und es gibt neue Projekte. Vielleicht will sie einen Film im Waldviertel machen, nördlich der Donau, da, wo ihr Spurwechsel begann.

MG



Horst Blüm

Vom Ingenieur zum Diakon

Horst Blüm war sein Leben lang ein Suchender. Eine Weile lang unterdrückte er die Suche, dann gab er ihr nach und kann heute Suchende auf ihrem Weg unterstützen.

Sein Weg schien zunächst klar zu sein. „Ich werde Ingenieur in der Industrie.“ So studierte der aus Schweinfurt stammende Elektrotechnik an der Universität Erlangen. Daneben aber habe er sich für Religion interessiert und sich auf die Suche begeben, diese aber abgebrochen, denn das nicht einfache Studium erforderte seine ganze Konzentration. Danach war der Weg wiederum klar: „Ich gehe zum größten Elektrokonzern.“ Eine Bewerbung nur habe er geschrieben und prompt die Stelle bei Siemens bekommen. In den Vertrieb wollte er, denn seine Neigung, mehr mit Menschen als mit Maschinen zu arbeiten, kristallisierte sich immer stärker heraus. Und er war erfolgreich. Das Unternehmen schickte Horst Blüm als Vertriebsleiter nach Australien. Nach vier

Jahren kehrte er zurück. „Weil mir die deutsche Kultur näher liegt als die australische“, erklärt er. Inzwischen hatte er seine Frau kennen gelernt, heiratete, das Paar bekam zwei Kinder, die heute 12 und 14 Jahre alt sind. „Das macht sehr viel Freude, auch wenn wir mal zoffen“, lächelt der Familienvater.

In Australien aber hatte er auch erkannt, dass das harte Vertriebsgeschäft nicht seinem Lebensziel entspricht. Er nahm die unterbrochene Suche wieder auf, befasste sich mit Buddhismus, Alchemie, Freimaurerei, probierte als Naturwissenschaftler die verschiedenen Wege aus. Aber er wollte dies nicht nur in der Freizeit tun, sondern auch im Beruf. „Wenn man das nicht tut, zerreißt es die Persönlichkeit“, sagt Horst Blüm.

Er traf auf eine Führungskraft der Unternehmenszentrale, verantwortlich für Trainings, und sprach ihn an. Das neue Konzept, das Siemens verfolgte, schien ihm die richtige Spur zu versprechen: Die Führungskräfte sollten sich mehr um die Menschen kümmern und

damit mehr Umsatz bringen. Er wurde als Vertriebspraktiker in die Mannschaft in München aufgenommen und entwickelte neue Trainingskonzepte. Wieder war er erfolgreich, stieg auf bis zum Fachbereichsleiter. Und es machte ihm Spaß, Führungskräfte so zu trainieren, dass sich alle Mitarbeiter wohlfühlen.

Dann aber kam die Ernüchterung. „Siemens betreibt diese Trainings als Produkte“, beschreibt Horst Blüm die Vorgehensweise. Vorher habe er Maschinen verkauft, jetzt Trainings, wieder ging es nur um Umsatz. Horst Blüm merkte, dass er eigentlich nichts Neues tat, dass er dieselbe Schiene fuhr und Wirtschaftszwängen unterlag.

Er entschied sich zunächst, an der Fernuniversität Hagen nebenbei Psychologie zu studieren, merkte aber bald, dass es ihm um mehr ging, nämlich die Frage nach dem Sinn des Lebens zu beantworten. So sattelte er auf Theologie um und spürte immer deutlicher: „Siemens ist eine Sackgasse für

mich.“ Dennoch blieb er zunächst dabei, obwohl ihn die Theologie immer stärker einsaugte. Parallel dazu engagierte sich Horst Blüm in der Katholischen Kirchengemeinde. Im Jahr 2000 war die Familie nach Holzkirchen gezogen und er klinkte sich in die Arbeit der Gemeinde ein.

Der richtige Spurwechsel kam, als Siemens umstrukturierte. Inzwischen war Horst Blüm zum Stellvertretenden Geschäftsführer des Unternehmensbereiches für Trainings geworden, er war verantwortlich für 180 Mitarbeiter. Der Konzern strich die Trainings drastisch zusammen, die Mitarbeiter mussten entlassen werden. Zwar habe er für alle Stellen gefunden, aber jetzt merkte er: „Das will ich nicht, das bin ich nicht.“

Die Kulmination der äußeren Ereignisse führte dazu, dass sich die Entscheidung für ihn verdichtete und er sich dieser Entscheidung anvertrauen konnte. Er erzählt: „Vor einer wichtigen Sitzung habe ich gebetet und dabei gespürt, dass ich gehalten werde, nicht allein bin

und dass es nicht darauf ankommt, wie die Sitzung ausgeht.“ Das mache stark.

In dieser Situation erfuhr er von dem Beruf des Diakons und er wusste, jetzt ist die Suche beendet, was den Beruf anbelangt. Einfach war es nicht, denn die Ausbildung dauert insgesamt zehn Jahre. Horst Blüm hörte 2005 bei Siemens auf, arbeitet noch ein Jahr als Unternehmensberater, um ein finanzielles Polster zu haben und ging dann ins Praktikum. Ab 2008 hatte er eine Anstellung. Er betont: „Die Kirche unterstützt den Spurwechsel, sie hat Vertrauen in Menschen, die diesen Schritt wagen.“ Denn es ist ein Wagnis.

Aber Horst Blüm hat noch eine andere Erfahrung gemacht: „Wenn man erfolgsgewöhnt ist, hat es etwas Erweiterndes, wenn man auf dem Arbeitssamt sitzt.“ Ein halbes Jahr war er arbeitslos, seine Frau trug die Situation mit ihm, konnte der kleinen Kinder wegen in dieser Zeit nicht arbeiten. Sie habe gesagt: „Ich mag lieber einen zufriedenen Diakon als einen unzufriedenen Manager.“



Heute ist Horst Blüm Diakon in der Miesbacher Pfarrgemeinde. Seine Hauptaufgabe sieht er darin, andere Menschen zu ermutigen, herauszufinden, wie sie gemeint sind. „Der Weg Jesu Christi ist, das zu werden, was man ist“, erklärt er den Spurwechsel in Worten des christlichen Glaubens. Dieser müsse hilfreich sein und Daseinskraft geben, er müsse gemeinschaftsfähig machen, dann habe er seinen Zweck erfüllt. Und er wolle dabei mitwirken, denn er habe die Suche nach dem Mittelpunkt des Lebens in Gott gefunden.

MG

Monika Gierth

Erfülltes Leben durch drei Spurwechsel



Mit Monika Gierth stellen wir die Initiatorin des Spurwechsel-Projektes im Landkreis Miesbach vor. Warum hat sie die Spur gleich drei Mal gewechselt?

Der erste Spurwechsel geschah unfreiwillig. Aufgewachsen in der DDR, konnte sie ihren Traum, Journalistin zu werden, systembedingt nicht verwirklichen. Dazu wäre ein Eintritt in die Partei erforderlich gewesen. „Diesen Weg wollte ich nicht gehen“ bekräftigt sie noch heute. „Ich glaubte, über ein naturwissenschaftliches Studium dem System entkommen zu können. Es fiel mir anfangs sehr schwer, aber je mehr ich verstand, desto mehr wollte ich wissen und so machte mir die ungeliebte Spur langsam sogar Spaß“.

Monika Gierth war erfolgreich, promovierte und arbeitete in einem renommierten Institut für Festkörperphysik und Elektronenmikroskopie. „Aber ich

entkam dem System nicht und letztlich entschied ich mich, einen Ausreiseantrag in die Bundesrepublik zu stellen.“

Seit 1984 lebt Monika Gierth im Landkreis Miesbach. Nach einer Familienpause von vier Jahren begann sie, als Physiklehrerin zu arbeiten. Der Wechsel von der Forschung zum Unterricht erwies sich wieder als große Herausforderung, aber die Arbeit mit jungen Menschen erfüllte sie sehr, so dass sie heute befriedigt feststellt „diese zweite Spur entwickelte sich eigentlich zu einer richtigen Berufung, denn ich war mit Leib und Seele Lehrerin“. Wer sie heute als Dozentin der Stiftung Weltethos, im Holzkirchner Bildungsnetz oder als Leiterin der von ihr begründeten Schreibseminare erlebt, kann dies nur bestätigen.

Ihren wahren Traum erfüllte sie sich dann im Jahre 1994 mit einer Ausbil-

dung zur technischen Redakteurin. Geplant war eigentlich, zusammen mit einer befreundeten Grafikerin Bedienungsanleitungen für technische Geräte auf den Markt zu bringen. „Aber ich spürte sehr schnell, dass mir das Schreiben journalistischer Texte viel mehr entsprach. Ich schrieb für die VDI-Nachrichten, für die Deutsche Physikalische Gesellschaft, für die Heimatzeitung des Münchner Merkurs und für die Süddeutsche Zeitung“.

Seit 2004 ist sie verantwortlich für die KulturBegegnungen und seit 2012 für Kultur aktuell. Beides sind Medien der von Monika Gierth mitbegründeten „Kulturvision“, des Vereins zur Förderung der Kultur im Landkreis Miesbach. Damit vollzog sich Monika Gierths dritter Spurwechsel.

In der Kunstszene des Landkreises Miesbach bewegt sie sich mittlerweile

wie ein Fisch im Wasser. Kein Wunder, dass man sie oft bittet, Einführungen zu Ausstellungen zu halten oder Diskussionen zu moderieren.

Mit ihren seit 2007 stattfindenden Reithamer Gesprächen hat sie sich längst einen Namen gemacht, aber auch mit ihren literarischen Texten in Anthologien oder in der edition miesbach.

Trotz der vielen Verpflichtungen, die eine große Familie mit sich bringt, hat sich Monika Gierth ihren beruflichen und privaten Herausforderungen stets mit großer Leidenschaft gestellt. „Ich bin fest davon überzeugt, dass jede Tätigkeit erfüllend sein kann, wenn man sie mit Begeisterung ausübt“.

Mit dem gleichen Einsatz widmet sich Monika Gierth ihren vielen ehrenamtlichen Aufgaben. Beeindruckend sind ihre unglaubliche Tatkraft und ihre Fähigkeit, Menschen unterschiedlichster Her-

kunft zusammenzubringen. Damit hat sie sich ein einmaliges Netzwerk geschaffen, das sich mittlerweile bis nach Niederösterreich und in ihre Heimat Sachsen ausdehnt.

Wie ist es dazu gekommen?

„Das Wort ist für mich wichtig. Ich spreche gerne, ich schreibe gerne und was mir, glaube ich, wirklich sehr liegt, das ist unterschiedliche Sachverhalte verständlich und strukturiert darzustellen“. Und – mit Verlaub – ihre Maxime, frei nach Erich Kästner, „es gibt nichts Gutes, außer man tut es“.

Wir verdanken Monika Gierth die Spurwechsel-Initiative im Landkreis Miesbach und ahnen bereits, dass es dabei nicht bleiben wird.

IK

Amrei Huser

Amrei sprengt Ketten

Ihre Spur war vorgezeichnet, als Amrei vor 16 Jahren auf die Welt kam. Trisomie 21 hieß die Diagnose, auch Mosaik-Trisomie genannt, eine seltene Form, bei der nur 25 % der Zellen ein zusätzliches Chromosom haben. Dennoch, es schien klar, dass Amrei keinen sogenannten normalen Bildungsweg gehen könne.

Heute, 16 Jahre später, sitzt sie mir lächelnd gegenüber beim Tee. Sie hat mir selbst gebackene Lebkuchen mitgebracht und erzählt voller Freude von ihrem derzeitigen Leben. Früh müsse sie aufstehen, um zunächst von Kreuth mit der Mama oder einer Schulfreundin mit dem Auto zum Zug nach Tegernsee zu kommen. Kurz nach sieben sei sie dann in München und laufe zu ihrer Schule. Die Berufsfachschule für Kinderpflege der Caritas ist das.

Nein, ich wundere mich nicht, denn als ich vor zwei Jahre Amrei kennenlernte, um einen Artikel für die KulturBe-

gegnungen zu schreiben, war ich bereits fasziniert von ihrem Lebensweg. Einfach war es nicht, erzählten damals die Eltern Nicole Ficht-Huser und Erich Huser. Aber sie schafften es. Amrei ging in einen Kindergarten der Lebenshilfe Hausham, konnte aber dann in den regulären Kreuther Kindergarten wechseln. Ein Glücksfall war es, dass die Montessorischule in Hausham nach bestandenem Eignungstest Amrei aufnahm und sie dort am ganz normalen Unterricht teilnahm. Später wechselte sie zur Hauptschule Rottach-Egern. Die Eltern kämpften sich durch alle Instanzen, um gesetzlich mögliche Förderungen für ihre Tochter zu erhalten. Amrei genoss so einen Integrationsunterricht in der Regelschule. Damals hieß es, dass die Noten überdurchschnittlich gut seien, nur im Fach Deutsch habe sie Probleme, könne sich nicht so gut ausdrücken und brauche etwas länger, um den Sinn eines Textes zu erfassen.

Im Sommer 2012 trafen wir uns wieder. Überglücklich erzählten mir die Eltern, dass Amrei mit einem Durchschnitt von

2,2 den besten Quali der Hauptschule Rottach-Egern abgelegt habe und eine Ausbildung zur Kinderpflegerin absolvieren werde. Das war schon damals ihr Wunsch, als ich das sympathische Mädchen kennenlernte. Denn Amrei hat mehrere Stärken, die sie als Äquivalent zu ihrer Deutschschwäche in die Waagschale werfen kann. Zum einen hat sie unendliche Ausdauer und Geduld. Gepaart mit großem Ehrgeiz erledigt sie ihre schulischen Aufgaben, auch wenn sie länger als andere braucht.

„Mein Ziel ist es, gut in der Schule zu sein und ich bin froh, dass ich etwas lernen kann. Und ich will unter 3,0 bleiben“, sagt mir Amrei ernsthaft. Dann hätte sie nämlich den Mittleren Bildungsabschluss und könnte sich weiter zur Erzieherin qualifizieren, meint Nicole Ficht-Huser. Ihre gefalle es sehr gut an der Schule, meint Amrei, der Unterricht sei lebendig, „die Lehrer verstehen es, mit den Schülern umzugehen.“ Ihre Lieblingsfächer sind Kochen und Musik. Kein Wunder, denn ich weiß wie musikalisch Amrei ist. Sie spielt Klavier

und singt. Erst kürzlich hörte ich sie bei einem Konzert der Rainbow Gospel Singers Rottach. Als Solistin. Sie erhält Gesangsunterricht und freut sich riesig, wenn sie im Chor solistische Partien singen darf.

Auch der praktische Unterricht im Kindergarten macht Amrei Spaß. Sie kommt gut mit den Kindern und Erzieherinnen aus. „Nur das Durchsetzungsvermögen fehlt mir noch, das muss ich noch lernen“, räumt sie ein. Und mehr Selbstbewusstsein. Dabei helfen ihr sicher die zwei Schulfreundinnen in München, mit denen sie redet und lacht und albert und die Wochenenden verbringt. Von Handy und iPod hält sie nicht viel. „Im Zug lerne ich lieber“, sagt sie, „denn abends zu Hause habe ich keinen Bock mehr.“ Auch der PC ist nicht sehr wichtig, außer ab und zu ein youtube-Video, aber bei facebook sei sie nicht, lieber treffe sie ihre Freundinnen.

Und wenn es ihr mal schlecht gehe, dann ist die Musik ihr Ventil. Klavier-

spielen, singen. „Jetzt nehme ich mir gerade die Musik von ‚Herr der Ringe vor‘ und mache daraus ein Medley“, erzählt sie mir. Sie wolle immer dazulernen und dranbleiben. Ein zweiter Kraftquell ist die Familie. Mit der Mama singt sie im Chor, mit dem Papa geht sie wandern und klettern. „Da haben wir viel Zeit zum Reden“, erzählt Amrei. Aber auch am Esstisch zur Brotzeit, wenn die ganze Familie, auch der große Bruder Jonas da ist, ist Gelegenheit über ihre Probleme zu sprechen.

Ich frage Nicole Ficht-Huser, was sie für andere betroffene Eltern als Ratschläge parat hat. „Informieren, was möglich ist“, sagt sie, „es gibt viele Hilfen und Fördermittel, die man ausschöpfen kann, aber man muss sich erkundigen.“ Widerstände seien immer da, ergänzt Erich Huser. Wichtig dabei sei, die Möglichkeiten mit Diplomatie auszuloten und die eigenen Rechte mit Fingerspitzengefühl durchzusetzen. Offen, klar, ehrlich und menschlich müsse man die Verhandlungen bei den Behör-

den führen, das sei die Basis, um diesen schwierigen Weg zu meistern.

Das A und O aber sei zu erkennen, welche individuellen Stärken im Kind stecken und diese zu fördern. Bei Amrei seien diese Stärken auf musikischem und sportlichen Gebiet und ihre Neugierde. „Das lässt was zu“, sagt er. Und Nicole Ficht-Huser gibt jungen Menschen noch einen ganz allgemeinen Rat: „Wenn ihr ein Ziel habt, dann lasst euch von den alten nicht abschrecken, manchmal muss man auch etwas gegen den Elternwillen durchkämpfen.“

MG



Martin Calsow



Vom Manager zum Schriftsteller

Martin Calsow absolvierte die ganz harte Version des Spurwechsels. An einem regnerischen Märztag ging er in sein Büro eines großen Fernsehsenders, setzte sich an den PC und schrieb: Kündigung.

Diesem Akt war eine steile Karriere vorausgegangen. Martin Calsow ist in Unterfranken geboren, aber aufgewachsen in Osnabrück. „Ich bin der Sohn einer Haushälterin und eines Polizisten, also klassische Untere Mittelschicht“, erzählt er. In der Familie gehörten Themen wie Sicherheit, Rechtsstaat oder Eingriffe in diesen zum täglichen Repertoire. Der Vater, Jahrgang 1921, war außerordentlich streng. Martin Calsow absolvierte eine „katastrophale Schullaufbahn“, aber machte letztlich doch das Abitur und begann mit dem Studium der Soziologie, was er bald aufgab, um ein Volontariat bei einer Zeitung anzunehmen.

Die Neigung zum Wort, zum Schreiben und Lesen sei schon früh dagewesen, sagt er, denn in der Großfamilie habe er sich die Nische des Zeitung Lesens geschaffen. Aber zunächst ging es nach dem Volontariat zum Fernsehen, nach Köln zu VOX, dann nach Berlin zu SAT1. Er war Reporter für Nachrichten und Boulevard. Das waren die Neunziger, die Goldgräberzeit des Fernsehens. „Sex, drugs and Rock'n Roll“, kommentiert er ironisch die Themen. Das war vor zwanzig Jahren, damals sei genug Geld dagewesen, man habe experimentieren dürfen, alles war möglich, Aufbruchsstimmung habe geherrscht. Das Brechen der Tabus war eine Grundregel. Und das blieb nicht ohne Folgen. Calsow glaubt: „Man kann nicht in einem maroden, moralisch bedenklichen Umfeld tätig sein, und glauben, dass es nicht abfärbt auf das eigene Handeln und Denken.“

Sehr spät habe er begriffen, dass man ernst zu nehmenden Journalismus nur machen könne, wenn man sich Zeit

nehme für die Menschen und wenn man sie achtet. Das von ARD-Chef Joachim Friedrichs stammende Zitat „Man darf sich nicht gemein machen“ sei ein typisch männlicher Ausspruch, dem er sich nicht anschließen könne. Beispiel Zugangsglück Eschede. Er hatte von diesem schrecklichen Unglück berichten müssen. Plötzlich sollte alles still sein. Man meinte, Klopfergeräusche zu hören. Und dann war für einen Augenblick alles still in diesem Chaos, bis man die Handys der Toten und Verletzten klingeln hören. „Das kann ich filmisch nicht beschreiben“, sagt er. Was Leid wirklich sei, entziehe sich dieser Form der Berichterstattung.

2003 wechselt er zu dem Bezahlsender Premiere, macht Karriere bis hin zum Programmchef. Der Wendepunkt in seinem Leben geschah 2009. Sein Vater starb und der Sender wurde von einem angloamerikanischen Konsortium übernommen. Es war im März, draußen gab es Schneereggen. Im Konferenzraum hieß es: Alles wird neu gemacht,

neue Farben, neues Logo. Wieder einmal. Und er kannte das alles schon. In diesem Moment habe er gefühlt: Ich verschwende mein Leben, ich habe nur noch etwa die Hälfte vor mir. Der bestehende Rhythmus, nämlich viel arbeiten und viel Zeit dafür opfern, dass man einen teuren Urlaub machen kann und danach wieder viel arbeiten, um wieder viel Geld zu verdienen, dafür aber kein Leben mehr erleben, nicht mehr authentisch sein – nein, das wollte er nicht mehr.

Spontan sei er hinausgegangen und habe seine Kündigung geschrieben, die er sofort verschickte, auch an seine Frau, die das nicht so lustig fand. „Es war kein Burn out, oder ein Akt der Erschöpfung“, sagt er, „ich war einfach nur müde.“ Und es gab den Wunsch, zurück zu sich selbst zu kommen. Es war ein Gefühl des „Hier stehe ich, hier springe ich, egal ob unten Wasser ist oder nicht.“ Er sei nach Hause gefahren, habe gepackt und sei zum Flughafen aufgebrochen. Irgendwohin, wo er

noch nie gewesen sei, habe er fliegen wollen. Er fand ein Ziel: Urfa in der Türkei und reiste anschließend 12 Wochen lang über Anatolien durch den Nahen Osten: Irak, Syrien, Jordanien, Israel. Dabei traf er eine Menge Menschen und wurde gezwungen, immer wieder das eigene Verhalten zu überprüfen.

Zurück in Bayern, entschloss er sich ein Buch zu schreiben, in dem er Erfahrungen aus dem Nahen Osten zu einem Thriller verarbeiten wollte. „Ich habe meiner Frau versprochen, wieder beim Fernsehen anzufangen, wenn ich nicht mehr als 50 Seiten schaffe.“ Und es kam auch ein Angebot, aber er lehnte ab. Dieses erste Buch „Der Lilith-Code“ schrieb er wie im Trance. Sein Leben hatte sich komplett verändert. Früher hatte er morgens 200 Mails zu beantworten, jetzt kam eine, und auch die war oft ein Spam. In Gesellschaft, wo man nur gefragt wird, was man beruflich mache, sei die Antwort: „Ich mache nichts“ wie eine Kriegserklärung. Dann kämen solche Sprachhülsen wie: Das



würde ich auch gern mal oder wie finanzierst du das? Oder gar, gut dass du eine Frau hast, die Geld verdient, aber nie würde gefragt: Wie geht es dir?

Dieser so ungeplante Spurwechsel habe ihn im Nachhinein transformiert. Selten habe er so viele Selbstzweifel erlebt wie beim Schreiben. Er schreibe ja nicht, um der Welt große Erkenntnisse zu präsentieren. Aber Anerkennung brauche jeder. Sein Spurwechsel habe ihn dazu gebracht zu lauschen und zu fragen: „Was will ich von mir hören?“ Will ich der große Manager sein? Nein, aber es geht mir gut, wenn ich einen sehe, der mein Buch liest! Der Schriftsteller ist mit seinem Leben zufrieden. Seine Bücher sind erfolgreich, verkaufen sich gut. Jeden Tag schreibe er von 9 bis 17 Uhr, dann kaufe er ein und koche, denn seine Frau arbeitet außer Haus. „Da breche ich mir keinen Zaken aus der Krone“, sagt er. Aber ganz leicht sei es doch nicht, vor allem auf dem Dorf, wenn der Mann den Haushalt macht.

Inzwischen hat Martin Calsow erkannt, dass Schreiben seine Profession ist. Er werde nie mehr etwas anderes machen. Und schließlich könne er schreiben, bis er dement werde. Jetzt schaut der Schriftsteller in die Ferne: „In Syrien habe ich auf das erste Alphabet der Welt in Stein gesehen, das ist Faszination. Von da kommen wir.“ Aus Buchstaben Bilder zu gestalten, mit denen man den Kern der Menschheit erfassen könne, das sei für ihn verlockend. Man beobachte und rieche viel intensiver, das ganze Leben bis hin zur Sexualität habe sich verändert.

Aber man werde auch verletzlicher, denn jede Kritik treffe direkt. Vier Bücher hat Martin Calsow inzwischen geschrieben. Nach dem „Lilith-Code“ folgte „Die Lilith-Verheißung“, wieder ein Thriller, aber in Deutschland spielend, das dritte Buch der Reihe, ein Politikthriller ist fertig und wird 2015 erscheinen. Inzwischen aber hat sich Martin Calsow auf eine neue Reihe verpflichten lassen, deren erstes Buch am

15. August 2013 erschienen ist – ein Krimi, der am Tegernsee spielt, aber ganz anders als die üblichen Regionalkrimis.

Martin Calsow hat durch seinen Spurwechsel für sich wichtige Erfahrungen gesammelt. Er sagt: „Erst wenn du richtig im Dreck liegst, begreifst du wie kostbar die Minuten sind, wo du gesund bist und wo dir jemand zuhört, das kannst du nicht bezahlen.“ Immer wieder überlegt er, an welche Momente er sich kurz vor seinem Tod erinnern werde, für die es sich lohnte zu leben. Oder auch an die, die schlimm waren, wo man dachte, nicht mehr aufstehen zu können. Aber man könne aufstehen, immer wieder.

Zum Schluss zitiert er seinen Lieblingsatz von Oscar Wilde. „Wir alle liegen in der Gosse, aber manche von uns schauen in die Sterne.“

MG



Jakub Kartal

Vom Ausgegrenzten zum Hoffnungsträger

Denen zeige ich es, dachte der junge Türke, als er gemobbt wurde. Heute ist er auf der Überholspur...

Mein Interviewpartner ist pünktlich aber ein bisschen außer Atem. Ich wundere mich kurz, dann sind wir schon im Gespräch vertieft. Ich kenne Yakub Kartal, er war mein Schüler. Einer von denen, die auffallen. Er war interessiert und engagiert, bemerkenswert höflich, ohne um gute Noten zu buhlen. Auffallend war seine Sprache, gepflegtestes Hochdeutsch, keine Spur des bekannten türkischen Akzentes. Er erzählte mir schon im Ethikunterricht, dass seine Familie aus Anatolien stammt, er aber am Tegernsee geboren sei. Er sei Moslem, glaube an Gott, brauche aber dazu keine Religion, sei eher säkularisiert. Also Jugendlicher mit Migrationshintergrund, wie es politisch korrekt heißt, im Vorurteil ist damit auch die Spur vorgegeben: Hauptschule, wenig Förderung von zu Hause.

Genauso war es bei Yakub. Der Vater absolvierte die Hotelfachschule in Tegernsee, wurde Kellner, die Mutter sei sehr konservativ, erzählt er mir jetzt, zwar auch Teilzeit berufstätig, aber schlecht deutsch sprechend, dafür sehr religiös, den Koran vertretend. Yakub besuchte die Hauptschule und anschließend den M-Zweig. Das sei nicht selbstverständlich gewesen, er habe sich gegen die Eltern durchsetzen müssen. Für diese stand fest, dass die Kinder eine Berufsausbildung durchlaufen, höhere Schulbildung stand nicht zur Debatte.

Aber Yakub schaffte es nach der Schule in Rottach-Egern, die FOS in Holzkirchen besuchen zu dürfen. „Zwar sträubte sich der Vater anfangs, aber ich habe mein Ziel erreicht“, verkündet Yakub strahlend. Und er machte nicht nur die allgemeine Fachhochschulreife, sondern hängte noch die 13. Klasse in Bad Tölz an, um die allgemeine Hochschulreife für ein Universitätsstudium zu erlangen. Das brauchte er, denn er wollte Jura studieren. Und auch das

schaffte der ehrgeizige junge Mann. Sein Notendurchschnitt war mit 2,3 ausreichend gut und so ist er jetzt in München eingeschrieben. Fährt jeden Tag an die Uni und ist froh über seinen Weg, auch wenn es anstrengend ist.

Ich frage mich woher der Ehrgeiz des jungen Mannes kommt. Er denkt kurz nach und gibt mehrere Antworten. Sein lupenreines Hochdeutsch habe er sich antrainiert, weil er nicht als Türke gelten wollte. Nicht anders sein, keine Vorurteile bedienen. Er spreche auch Englisch mit britischem Akzent, berichtet er stolz. Zweitens, wenn er an einem Thema interessiert sei, dann setze er alles daran, um mehr zu erfahren. „Wissen ist Macht“ zitiert er Bacon. Und ein drittes Argument zählt er auf. „Ich weiß wie es ist, wenn man nicht viel Geld hat.“ Er wolle, dass es seinen Kindern einmal besser gehe als ihm und seinen Geschwistern. Wenn die anderen Kinder zum Skilaufen gingen oder snowboardeten, musste er zu Hause bleiben. Er habe gern ein Instrument lernen wollen, keine Chance. Von Mar-

kenkleidung ganz zu schweigen. In der achten und neunten Klasse sei er verspottet und ausgegrenzt worden. Nationalsozialistisches Gedankengut sei kursiert, er wurde provoziert. „Da hatte ich wohl unterbewusst die Motivation, denen zeige ich es“, sagt er. Und nach einer Weile: „Vielleicht hätte ich auch mehr mit ihnen reden müssen.“

Geholfen hat ihm in dieser Zeit die kulturelle Arbeit beim Cross-Over-Team von Karin Maichel. Er schrieb Drehbücher und Sketche, inszenierte Auftritte mit und vertrat auch mal die Leiterin, wenn es um Kontakte zu Sponsoren ging. Sein sicheres, höfliches Auftreten öffnete ihm so manche Tür.

Auf der FOS fühlte sich Yakub von Anfang an wohl und anerkannt. Und auch im Tegernseer Tal ist er jetzt integriert, seine Freunde stammen aus beiden Kulturkreisen, er macht da keinen Unterschied. Auch als die Rede auf eine Partnerin kommt, meint er, es sei ihm egal, woher sie käme. Allerdings sei es mit deutschen Mädchen einfacher als mit türki-

schen, weil da die Eltern und Geschwister immer im Hintergrund mitmischen.

Jetzt also ist Yakub auf der Überholspur und studiert Jura mit dem Ziel Richter zu werden. „Ich will mehr Gerechtigkeit“, begründet der Student. Er kenne Fälle, wo Menschen trotz einer verübten Straftat frei gesprochen, aber auch solche, die schuldlos verurteilt wurden. Das stachle ihn an. Wie viele Türken unter den 800 Jurastudenten seines Jahrgangs seien, frage ich ihn. Ein paar Mädchen, antwortet er, aber aus dem Oberland kenne er nur einen Türken seines Jahrgangs, der studiere Informatik.

Was sieht er als seine Heimat, sind die Wurzeln völlig gekappt? „Ich liebe meine Heimat, das ist Deutschland“, antwortet mir der junge Türke, auch sei er von seinem Vater im westlichen Sinne erzogen worden. Aber er fahre auch gern in die Türkei. Dort sei alles spontaner. Seine Verwandten aber wären doch sehr konservativ, nein, so wolle er nicht leben. Die türkische Sprache spricht Yakub mit seiner Mutter, aber er liest weder türki-



sche Zeitungen, noch sieht er türkisches Fernsehen. Für ihn ist es wichtig, sein Studium gut zu absolvieren.

Am Ende unseres Gesprächs stellt sich heraus, warum Yakub etwas atemlos zu mir kam. Er war mit der BOB gefahren und die knapp vier Kilometer zu meiner Wohnung gejoggt, um pünktlich zu sein. Kein Wort im Vorfeld von: Ich habe kein Auto, oder der Termin passt mir nicht. Jetzt weiß ich, mit dieser Haltung wird der Junge mit anatolischen Wurzeln sein Ziel in Deutschland erreichen.

MG

Sandra Schwabe-Späth

Von der Hotelkauffrau zur Feste- und Hochzeitsplanerin

Sandra Schwabe-Späth absolvierte mehrere Spurwechsel. Jetzt hat sie den Sprung in die Selbständigkeit gewagt, hilfreich dabei war auch unser Projekt.

Geboren wurde Sandra Schwabe-Späth in Sehma im Erzgebirge. „Ich hatte eine schöne Kindheit in einem gemütlichen Dorf in einem Mehrgenerationenhaus“, erzählt sie. Dennoch spürte sie, dass in der Schule etwas anderes erzählt wurde als zu Hause. Und als sie mit 11 Jahren erfuhr, dass die Eltern einen Ausreiseantrag in die Bundesrepublik Deutschland gestellt hatten, war sie zwar überrumpelt, aber sie akzeptierte die Entscheidung. Im Gegensatz zu

ihrer Schwester, die in der DDR zurückblieb.

Kurz vor dem Mauerfall kam die Familie nach Bayern. Trotz ihres guten Zeugnisses wurde ihr der Besuch einer höheren Schule verweigert und sie musste über den Umweg Hauptschule, Realschule und Fachoberschule das Abitur machen. Ein Studium scheiterte am Wunsch der Eltern, dass sie nun schnell auf eigenen Füßen stehen solle und Geld verdienen möge. Nach einem Praktikum in einem Hotel entschied sie, Hotelfachfrau und Hotelkauffrau zu lernen. „Die Gästebetreuung hat mich von Anfang an begeistert“, erzählt sie. Die Azubis durften mit viel Eigenverantwortung die Ausgestaltung von Projekten übernehmen. Das war in einem Hotel in Schwarzenbach an der Saale, dem Ort, in dem Jean Paul lebte. So kam sie wieder in Kontakt mit der literarischen Welt. „Ich habe schon immer Bücher gefressen“, lacht sie. Und auch selbst geschrieben habe sie, für Schülerzeitungen, unendlich viele Briefe und Gedichte.

Nach ihrem Abschluss ging die junge Hotelkauffrau in verschiedene Städte und übernahm letztlich mit ihrem ersten Mann ein kleines Hotel in Chemnitz. „Wir wollten mit diesem gemeinsamen Projekt die Ehe kitten, aber es gelang nicht“, berichtet sie. So kapitulierte sie und ging nach München, wo sie bei einem großen Hotelkonzern in der Finanzbuchhaltung landete und sich zum Supervisor hocharbeitete. „2004 traf ich meinen jetzigen Mann und das gab meinem Leben eine positive Wende“, erzählt sie. Er habe ihr gezeigt, was Freizeit ist, was Urlaub ist, denn bisher habe sie nur gearbeitet. „Er hat mich in meiner ständigen Erreichbarkeit gebremst und ich habe endlich gelebt“, erzählt sie strahlend. Nach der Hochzeit am Wendelstein zog das junge Paar nach Au bei Bad Feilnbach.

Ein Bruch in der Familienplanung führte zu einer neuerlichen Wende im Leben von Sandra Schwabe-Späth. „Unser Kinderwunsch blieb unerfüllt“, sagt sie. Jetzt hätten sie sich gefragt, wie



das weitere Leben aussehen soll. Wenn eine Familiengründung nicht möglich ist, erhält der Beruf eine neue Funktion. Er wird noch wichtiger und muss eine sinnstiftende Wirkung haben. „Aber wenn du nur Beträge hin- und herbuchst, damit das Budget stimmt, gibt das für mich keinen Sinn“, sagt sie. Die ganze Businesswelt sei ihr jetzt doppelt bitter aufgestoßen, denn sie habe immense Honorare für Manager buchen müssen, die im Unternehmen gekommen und gegangen sind, und die Frage tauchte auf: „Was mache ich hier?“

2010 gab Sandra Schwabe-Späth ihre Stelle auf, plötzlich, aus einem inneren Impuls heraus. Aber die Angst um die Existenz, die Suche nach Sicherheit, das blieb ihr. „Mein Traum wäre ein eigenes Café gewesen, aber dafür reichten die Finanzen nicht“, sagt sie. So jobbte sie beim Diakonischen Werk und übernahm wieder eine Stelle in einem Hotel. Aber auch dort spürte sie Probleme im Management und zog die Reißleine, bevor das Hotel zumachen musste.

Sandra Schwabe-Späth und ihr Mann, der inzwischen auch die Spur vom IT-Spezialisten zum Coach gewechselt hatte, gingen jetzt für eine Zeit nach Australien. „Da erlebst du, das Leben von heute auf morgen zu denken“, erzählt sie. Die ständige Gedankenflut sei in der Wildnis zur Ruhe gekommen und sie habe entschieden, etwas Eigenes auf die Füße zu stellen.

Das Schlüsselerlebnis dabei war die Hochzeit der Schwester, die Sandra Schwabe-Späth gestaltete und viel Lob dafür erhielt. Damit war die Idee geboren: Sie plant und organisiert Feste und Hochzeiten in den heimischen Bergen. Inzwischen hat sie die Firma gegründet und ist mit einem sehr ansprechenden Flyer auf dem Markt.

Zusätzliche Unterstützung erhielt sie vom Projekt Spurwechsel. Vor einem Jahr fand sie in der Bücheroase in Schliersee den Flyer LeseZeit und meldete sich zum Schreibseminar des Vereins Kulturvision „Autobiografisches Schreiben“ an. Der Wunsch zum

Schreiben sei seit der Kindheit sehr stark gewesen, sagt sie. Seitdem nahm sie in allen Seminaren teil und insbesondere das Seminar „Spurwechsel-schreiben“ sei wie für sie gemacht gewesen. Die daraus gegründete Schreibwerkstatt wurde für Sandra Schwabe-Späth zum Impulsgeber, ihren Prozess durch Schreiben zu begleiten. Auch der Austausch mit den anderen Suchenden habe ihr sehr geholfen und sie in ihrem Weg bestärkt. „Hier kann man von den Hochs und Tiefs in geschütztem Raum erzählen, auch von den Existenzängsten.“ So ist sie die erste in unserem Projekt, die von der Seite „Ich will“ zur Seite „Ich habe es getan“ wechselte. Jetzt heiße es durchhalten, meint sie, der Prozess sei noch nicht abgeschlossen und sie werde auch der Schreibwerkstatt treu bleiben. Denn natürlich bleibe die Frage offen: Ist die neue Spur die richtige? „Das werde ich in zwei Jahren wissen“, lacht sie.

MG

www.feste-liebe.com

Ingrid Pongratz

Von der Diplom-Ingenieurin zur Bürgermeisterin

Das Bürgermeisteramt ist ein Beruf ohne Feierabend, von dem Ingrid Pongratz sagt, er sei ihre „schönste, größte und interessanteste Herausforderung“.

Wie es dazu kam, erfahre ich in ihrem holzgetäfelten Amtszimmer im Rathaus, mitten in Miesbach, mit Blick auf die große Sundheimer-Baustelle, auf den Bahnhof und in die Altstadt. Damit ist schon viel gesagt. Lauter Sorgenkinder, die sie permanent im Auge behalten muss. Ihr Terminkalender ist prallvoll, „keine freien Abende mehr in den nächsten fünf Wochen“ sagt sie bedauernd zu einem Anrufer, der sie zu einer Veranstaltung einladen will.

Schon in ihrer Jugend interessierte sich Ingrid Pongratz für Politik, aber durch Studium und Familiengründung geriet dieses Engagement zunächst in den Hintergrund. Für die selbständige Ma-

schinenbauingenieurin, die zusammen mit ihrem Mann eine Kfz-Prüfstelle betrieb, war es schwierig, Familie, Beruf und öffentliches Engagement miteinander zu vereinbaren. Der CSU-Ortsverband Miesbach konnte sie dennoch überreden, für den Stadtrat zu kandidieren. Im Jahre 1996 wurde sie auf Anhieb in das Gremium gewählt, 2002 sogar als Stimmenkönigin wiedergewählt.

Als nach dem überraschenden Tod des Amtsinhabers Dr. Gerhard Maier im April 2003 für Miesbach ein neuer Bürgermeister gesucht wurde, warf Ingrid Pongratz, nach eingehender Abwägung aller Gesichtspunkte, mutig ihren Hut in den Ring.

„Frau, evangelisch, getrennt lebend“ - keine günstige Ausgangslage für das Bürgermeisteramt in einer konservativ geprägten oberbayerischen Kleinstadt.

Aber Ingrid Pongratz bewies in einem höchst spannenden Wahlkampf gegen den als Interimsbürgermeister fungierenden SPD-Kandidaten unglaubliches Standvermögen und wurde bereits im ersten Wahlgang mit absoluter Mehrheit gewählt.

Viel Zeit blieb ihr nicht, sich in Ruhe auf die neue Aufgabe vorzubereiten, denn die Amtsgeschäfte riefen. Die Vorbehalte gegenüber einer Frau in diesem Amt blieben nicht aus. „Kann die das überhaupt?“ war eine der meist gestellten Fragen. Aber sie ließ sich nicht unterkriegen, galt es doch, ein Exempel zu statuieren.

So erlebte Ingrid Pongratz mit 47 Jahren über Nacht einen kompletten Spurenswechsel, der von Anfang an bindend war, denn die Wahl zum Bürgermeister erfolgt auf sechs Jahre. Im Hand-

umdrehen dehnte sich ihr Verantwortungsbereich auf ein großes Stadtgebiet mit 12.000 Einwohnern aus.

„Angst habe ich keine empfunden, denn ich habe immer nach Herausforderungen gesucht. Ich finde jeden Tag im Amt spannend und möchte für alle Probleme immer gute Lösungen finden“.

Die Bürgermeisterin, die im Jahr 2008 auch als Stimmenkönigin in den Kreistag gewählt wurde, empfindet sich als Schwungrad in einem Getriebe, das nur funktioniert, wenn sich andere Räder mitdrehen. Dieses Schwungrad glaubt man ihr gern. Meist hört man es schon an ihrem energischen Schritt, wenn sie zu neuen Taten schreitet. Kein Tag gleicht dem anderen. Sorgen um die Wasserversorgung, das Straßennetz, die Finanzen. Vorsitz in Stadt-, Bauausschuss-, Finanz-, Kultur-

und Schulverbandssitzungen. Ehrungen, Empfänge, Gratulationen, Grußworte. Der Alltag eines Kommunalpolitikers ist vielfältig, zehrt aber auch an den Kräften, lässt nur wenig Privatleben und selten einen Feierabend zu.

Ob sie für ihren Spurwechsel Mentoren hatte? „Nein, ich wurde ins eiskalte Wasser geworfen und habe ausdauernd schwimmen müssen“. Heute wirkt sie absolut zielorientiert, politisches Taktieren ist ihr fremd, lieber packt sie beherzt an, wo es nötig ist, um ihrer Heimatstadt bestmöglich zu dienen.

„Mein Spurwechsel war abrupt, ich habe dennoch die richtige Weiche erwischt und bin in eine positive Zukunft gefahren“.

Wenn es ihre Zeit zulasse, sei sie gerne bereit, jungen Leuten unter die Arme



zu greifen, die sich politisch engagieren möchten. Wer weiß, vielleicht ist eines Tages auch ein/e Nachfolger/in für das Bürgermeisteramt darunter? Allerdings ist sie fest entschlossen, für die nächste Wahlperiode wieder zu kandidieren.

IK

Spur wechseln 2.0

Das Projekt Spur wechseln hat nach der Auftaktveranstaltung im April 2013 derzeit vier Standbeine und verzeichnet erste Erfolge:

1. Die **Website**, auf der wir Geschichten erfolgreicher Spurwechsler erzählen. Als Anreiz und Mutmacher. Und schon können wir Geschichten von Menschen erzählen, die als Suchende zu uns kamen und jetzt ihre Spur gefunden haben.
2. Inspiration und Austausch durch persönliche Begegnung im **Draxlhamer Salon**. Hier gibt es jeweils einen geistigen Input durch einen Referenten und anschließend Diskussion.

Im ersten Salon gab es das große Thema: „Menschenwürde“. Dr. Peter Coreth, Initiator der Kulturbrücke Fratres in Niederösterreich, erläuterte seine kritische Sicht, wie die westliche Welt ihre Werte anderen Ländern überstülpt. Eine intensive und kontroverse Diskussion schloss sich an.

Im zweiten Salon ging es um das Thema „Chancen und Risiken des Alterns“. Die Autorin Marie-Luise von der Leyen las aus ihrem Buch „Lebenslinien“ die Geschichten prominenter Zeitgenossen und wie sie

das Alter meistern. Die Diskussion brachte Mut machende Beispiele gelingend Alterns ebenso wie die Angst des Ausgeliefertseins.

Im dritten Salon stellte Uwe Alschner das Konzept „The Big Five for Life“ vor. Der ehemalige Berater von Angela Merkel plädierte dafür, die Verantwortung für das eigene Leben zu übernehmen, den Zweck des eigenen Daseins zu erforschen und die wichtigsten Dinge im Leben beim Namen zu benennen. Jeder Tag möge ein Museumstag sein, sagt er am Ende, also ein Tag, den es sich lohne in einem Museum ausgestellt zu werden.

Im vierten Salon im Dezember ging es um das Thema „Sicherheit und Risiko“. Der Risikoforscher Rainer Sachs stellte neue Forschungsergebnisse vor, die das ausgeprägte Sicherheitsdenken auf den Kopf stellen. Eigenverantwortung, so hieß auch hier das Fazit.

Der fünfte Salon im Februar hatte das schwierige Thema „Wahrheit“. Michael Harris plädierte energisch dafür, die kleinen, täglichen Unwahrheiten abzustellen, da diese zu Gewohnheiten werden und damit die Gesellschaft nachhaltig negativ beeinflussen und zudem schlechtes Vorbild für die nachwachsende Generation sind.

Der sechste Salon im Mai widmet sich dem Thema „25 Jahre Mauerfall“. Der Publizist Rüdiger Dingemann stellt sein Buch „Mitten in Deutschland“ vor, in dem er die Entwicklung der Regionen in Ost und West entlang der ehemaligen Grenze untersucht hat.

3. Begleitung von Spurwechsel-Prozessen durch eine **Schreibwerkstatt**. Hervorgegangen aus einem Schreibseminar „Spur wechseln“ zur Identitätsfindung haben sich 12 Interessierte zusammen gefunden, die mit unterschiedlichen Stilmitteln den Wandlungsprozess reflektieren. Einige davon haben bereits neue Spuren für sich entdeckt.
4. **Spurwechsler-Stammtisch**: Neben dem Schreiben ist der mündliche Austausch im geschützten Raum hilfreich für Suchende. Beim regelmäßigen Stammtisch wird genau reflektiert, was der Einzelne im Augenblick braucht. Zwei Richtungen haben sich herauskristallisiert:
 - a) Unterstützung zur Orientierung: Dazu gibt es Coaching-Angebote.
 - b) Praktische Hilfe bei der Umsetzung des neuen Weges (finanzielle Möglichkeiten, Marketing, usw.) Ein Intranet auf der Website wird die Kompetenzen der Einzelnen darstellen, die sich dann untereinander vernetzen und sich gegenseitig Hilfe geben können.



Psychologischer Test

Überprüfen Sie, in wie weit die folgenden Behauptungen auf Sie zutreffen.

0 = gar nicht, 1 = sehr selten, 2 = manchmal, 3 = zu mehr als die Hälfte, 4 = häufig, 5 = stimmt genau

1. Beruf

Ich freue mich, wenn ich montags zur Arbeit gehe.

Meine Arbeit erfüllt für mich einen Sinn.

Ich möchte immer noch mehr über mein Tätigkeitsfeld wissen.

Ich tausche mich regelmäßig mit meinen Kollegen aus.

Ich kann gut mit Kritik umgehen.

Ich erhalte genügend Anerkennung für meine Arbeit.

Der Kontakt zu meinen Kollegen ist erfreulich.

Wir führen am Arbeitsplatz auch Gespräche, die über den Beruf hinausgehen.

2. Mein Körper

Ich bin mit meiner körperlichen Verfassung zufrieden.

Ich bin mit meiner körperlichen Verfassung unzufrieden und bereit, daran etwas zu ändern.

Ich bin auch bei schlechtem Wetter gern im Freien unterwegs.

Ich entscheide mich gern dafür, mich zu bewegen, also Treppe statt Lift zu benutzen.

Ich genieße die tägliche Körperpflege.

Ich genieße die Mahlzeiten.

Ich entscheide mich gern dafür, über meine Essgewohnheiten nachzudenken.

Ich gehe bewusst mit Alkoholgenuss um.

Ich lege Wert darauf, ausreichend zu schlafen.

3. Partnerschaft und Freundschaft

Meine Partnerschaft macht mich glücklich.

Ich kann mit meinem Partner/meiner Partnerin über alles sprechen.

Wir können auch strittige Ansichten in gegenseitigem Respekt behandeln.

Unser Sexualleben ist ausgefüllt.

Ich treffe mich regelmäßig mit Freunden zum Gedankenaustausch.

Ich habe richtig gute Freunde, denen ich voll vertrauen kann.

Ich kann leicht verzeihen.

Ich kann leicht Fehler einräumen.

Ich kann gut andere Menschen loben.

4. Meine Seele/Mein Wohlbefinden

Ich lache gern und oft.

Ich genieße die Jahreszeiten.

Ich genieße meine Freizeit mit den von mir gewählten Beschäftigungen.

Ich betätige mich ehrenamtlich.

Ich sortiere regelmäßig Überflüssiges aus, um Platz für Neues zu schaffen.

Ich bin zufrieden mit meinem Zeitmanagement.

Ich finde genügend Zeit, um zur Ruhe zu kommen.

Ich habe mich entschieden, die Verantwortung für mein Leben zu übernehmen.

Ich bin gern dazu bereit, Dinge in meinem Leben zu verändern, die ich verändern kann.

Ich bin gern dazu bereit, Dinge, die ich nicht verändern kann, zu akzeptieren.

Ich möchte gern mein Sicherheitsdenken aufgeben und bin risikobereit.

Ich versuche in meinem Denken das entweder/oder durch ein sowohl/als auch zu ersetzen.

Ich stelle gern meine Auffassung immer wieder in Frage.

Ich habe Träume und notiere sie.

Ich führe regelmäßig Tagebuch.

MG



Spurwechsel – Schreibwerkstatt

Tatamm – Tatamm – Tatamm – Tatamm...
Unterwegs von Berlin nach St. Petersburg

Der Rhythmus der Schwellen ist der Pulsschlag meiner Reise; einer Reise zurück in die Vergangenheit, zurück in den Winter: wir haben schon Ende April, und dort, wo ich hinahre, ist es kälter als bei uns im Januar.

Und zurück in eine längst entschwundene Epoche: an meinem Fenster ziehen die verfallenen Fabriken und Dörfer der untergegangenen DDR vorbei.

Und später, in Polen – als blickte ich durch ein Teleskop auf einen viele Lichtjahre entfernten, längst erloschenen Planeten – eine Szene aus dem vorletzten Jahrhundert: ein Bauer hat den Ochsen vor seinen Pflug gespannt und bricht in Zeitlupe durch die Scholle.

Gleichzeitig reise ich in eine ungewisse Zukunft, in ein mir unbekanntes Land, ohne die geringste Ahnung, was mich erwartet.

Und ich bin denkbar schlecht vorbereitet.

In naiver Unkenntnis russischer Standards betrat ich vor der Abfahrt mein Abteil, um – bar jeden Provianten – eine Bahnfahrt von drei Tagen und zwei Nächten anzutreten.

Ich gedachte, gleich nachdem sich der Zug in Bewegung gesetzt hätte, den Speisewagen aufzusuchen und meine erste wie auch alle weiteren Mahlzeiten dort einzunehmen.

Meine Mitreisenden waren ein grobknochiger litauischer Bauarbeiter mit einem breiten, gütigen Gesicht, ein russischer Ingenieur, dunkel und in sich gekehrt und ein alter Professor aus Warschau, dessen Haupthaar sich im Laufe der Jahre zugunsten zahlreicher Runzeln und feiner Lachfältchen um die Augen verabschiedet hatte.

Auf meine Frage, in welche Richtung ich denn gehen müßte, um zu besagtem Speisewagen zu gelangen, reagierten sie etwa so, als hätte ich ihnen eröffnet, sie seien soeben von Außerirdischen entführt worden, und dies sei im Übrigen kein Schlafwagenabteil sondern eine Raumkapsel auf direktem Weg nach Alpha Centauri.

Natürlich gab es keinen Speisewagen.

Es gab lediglich in jedem Waggon einen Samowar mit heißem, rostigen Wasser, um sich einen Tee zuzubereiten, wenn man entsprechende Beutel dabei hatte. Hatte ich nicht.

Meine Reisegefährten begannen ob meiner prekären Lage, gleichzeitig in drei Sprachen durcheinander zu

reden und schüttelten dabei verständnislos und unentwegt die Köpfe wie babylonische Wackeldackel, die in Zungen sprachen, nachdem ihr Turm eingestürzt war.

Dann packten sie aus.

Und zwar ihre sämtlichen Vorräte.

Es gab gebratenes Huhn, Brot, Kraut, diverse Würste, Pastete, Bier, Wein, Wasser, Gurken, Obst, von allem genug, um damit mehrere Kompanien durch den sibirischen Winter zu bringen. Sie forderten mich auf, zu nehmen wovon und soviel ich wollte; ja, sie drängten mich förmlich dazu, glücklich darüber, endlich jemanden gefunden zu haben, dem sie etwas geben konnten.

Und keinerlei Häme oder Spott über den naiven Westmenschen, der sich eingebildet hatte, mit dem Orient-Express zu reisen. Nur Ermunterung und freundliche Blicke.

Ich war berührt und beschämt zugleich.

Etwas Derartiges wäre mir in Deutschland niemals widerfahren.

Immerhin flogen mir die gebratenen Vögel nun doch noch in den Mund, dank der Güte meiner Gefährten. Schließlich war ich satt.

Dann kreiste der Wodka, und wir begannen zu reden. Glücklicherweise beherrschte der polnische Professor neben seiner Muttersprache noch russisch, litauisch und deutsch, so dass wir uns mit seiner Hilfe untereinander verständigen konnten.

So wurde ich ausgefragt und erfuhr auch einiges über die Anderen.

In der Nacht wurde unsere Fahrt von ihnen musikalisch untermalt, und wenn es mir endlich gelungen war, trotz des Schnarchkonzertes einzuschlafen, wurde ich von ruppigen Grenzpolizisten geweckt, die die Pässe kontrollieren wollten; und die Gesichter.

Mit stechendem Blick hielten sie einem ihre Taschenlampe in's Gesicht, um irgendeine Ähnlichkeit zwischen der verschlafenen Visage und dem Photo im Dokument festzustellen.

Gerade so, als hätten sie zu viele schlechte Filme über sich selbst gesehen.

Und der Grenzen gab es viele. Immerhin durchqueren wir Polen, Weißrussland, Litauen, Lettland, um schließlich in Russland einzureisen.

Das hieß bei jedem Länderwechsel eine Ausreise- und eine Einreisekontrolle, wozu der Zug oft stundenlang in irgendeinem gottverlassenen Bahnhof hielt. Und immer war das nachts. Das konnte kein Zufall sein. Sicher wurde der Fahrplan genau so berechnet, um des Effektes willen. So wie es in Horrorfilmen meistens regnet. Tagsüber hätte die Show mit der Taschenlampe und dem gefühlt minutenlangen „Erschießen-oder-Laufenlassen-Blick“ nicht annähernd so viel Eindruck gemacht.

Ansonsten war unser Abteil der erbrachte wissenschaftliche Beweis dafür, dass Leben ohne Sauerstoff

durchaus möglich ist, denn die Fenster ließen sich nicht öffnen, waren auch gar nicht dafür vorgesehen – um die heimliche und schnelle Übergabe von Schmuggelgut und anderem an Bahnhöfen zu unterbinden, wie mich meine Mitreisenden informierten.

Auch an den Toiletten – es gab eine pro Waggon – hätte Dante seine Freude gehabt. Sie gehörten eindeutig in den innersten Kreis der Hölle.

Da aber ständig gegessen und getrunken wurde, ließ sich ihr Aufsuchen leider nicht gänzlich vermeiden.

Durch den Umstand, dass sich der Zug trotz seiner geringen Geschwindigkeit in einer stetigen Schlingerbewegung befand, ähnlich einem Schiff auf hoher See, war das ein Akt, der einem beträchtliche akrobatische Fähigkeiten abverlangte.

Zu allem, was am Fenster vorbeizog, wußte der Professor, der auch Rabbiner war, etwas zu erzählen, und er strahlte dabei eine undefinierbare Mischung aus Schalk und Würde aus. Eine alte Seele, die das Leben schon hunderte Male gelebt hatte und deren Humor dabei immer feiner geworden war.

Ich genoß es, ihm zuzuhören, und so blieben meine Bücher im Koffer.

Wir fuhren dahin und näherten uns Brest, der Grenze zwischen Polen und Weißrussland.

Das übliche, nächtliche Aufreißen der Abteiltür, Taschenlampe, „Ich schau’ dir in die Augen, Kleiner!“, und dann geschah das Unglaubliche.

Der Spurwechsel.

Davon hatte ich noch nie gehört, aber meine Reisegefährten klärten mich auf: weil der Gleisabstand in den ehemaligen Sowjetrepubliken weiter ist als bei uns, werden an der Grenze die Fahrgestelle sämtlicher Waggons ausgetauscht. Zu diesem Zweck wird der gesamte Zug angehoben, was etliche Stunden dauert, während derer man auf keinen Fall aussteigen darf.

Wer den Zug trotzdem verläßt, wird von den draußen patrouillierenden Grenzsoldaten eingesammelt und im günstigsten Fall zurück in die Heimat geschickt.

Da standen wir nun im Niemandsland zwischen zwei Staaten, unserer Bewegungsfähigkeit beraubt, nicht mehr fähig, weiter in unserer alten Spur zu bleiben und noch nicht in der Lage, die neue zu befahren.

An Schlaf war nicht zu denken.

Der ganze Zug war in Bewegung, unter uns rumpelte und knackte es, und draußen wurde alles von grellen Scheinwerfern erleuchtet. Zu gerne wäre ich ausgestiegen und hätte mir das Spektakel von außen angesehen. Doch die Aussicht auf einen Konflikt mit den staatlich gelenkten Androiden in voller Rüstung, gefolgt von einer vorzeitigen Heimreise war wenig verlockend.

Und so wandelte sich die anfängliche Aufregung allmählich in zähe Langeweile und sehnlicher Erwartung der Weiterfahrt.



Damals bekam ich zum ersten Mal eine Ahnung davon, dass ein Spurwechsel ein langer nicht enden wollender Schwebezustand sein kann, in dem das Alte nicht mehr und das Neue noch nicht funktioniert.

Und dass, wer dieses zermürbende Warten zwischen dem Gestern und dem Morgen nicht durchsteht, von den Wächtern ergriffen und dahin zurück geschickt wird, wo er hergekommen ist.

Alles auf Anfang.

Ich muß wohl doch eingeschlafen sein; ein Ruck geht durch den Zug, und ich öffne die Augen. Die Sonne blinzelt zaghaft hinter dem Horizont herauf – wir fahren.

Vor uns ein mir unbekanntes Ziel, eine ungewisse Zukunft, so rollen wir dahin.

Tatamm – Tatamm – Tatamm – Tatamm...

Peter B. Hein



Impressum:

Herausgeber: Kulturvision e.V. - Verein zur Förderung der Kultur im Landkreis Miesbach,
1. Vorsitzende Isabella Krobisch, Bergwerkstr. 25 e, 83714 Miesbach, Tel. 08025 7000-20, isabellakrobisch@yahoo.de

Texte: Monika Gierth (MG), Isabella Krobisch (IK)

Fotos: Isabella Krobisch, Petra Kurbjuhn, Stefan Scheider, Dourleak@123rf.com, privat.

Ansprechpartnerin für das Projekt Spur wechseln:

Dr. Monika Gierth, Draxlham 1, 83627 Warngau, Tel. 08020 9043094, monika.gierth@web.de

Mai 2014



„Mitmischen.“



„Mein eigener Chef sein.“



„MEINE EIGENE BANK.“

Mehr erfahren.
Mehr bewegen.
Mehr bekommen.
Jetzt Mitglied werden!

Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.

„Miteinander Zukunft gestalten.“

Wir möchten unseren Förderauftrag erfüllen und Sie optimal beraten und versorgt wissen. Nutzen Sie deshalb unser Angebot eines kostenlosen und unverbindlichen Beratungsgesprächs. Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

www.oberlandbank.de